



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Otto Ludwig in Leipzig : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mark und dem Prinzen von Holstein-Gottorp zu schlichten. Diese rühren daher, daß der Prinz ohne die Genehmigung des Königs von Dänemark Aushebungen veranstaltet hat und noch weiterhin veranstalten will, ohne sich an das früher getroffene Abkommen zu kehren; es liegen nämlich die Städte und Ländereien beider Fürsten ohne feste Abgrenzung bunt durcheinander; dieser Ort ist dem einen, jener dem andern Herrn unterthan. Frankreich sucht Schweden in diesen Streit hineinzuziehen, um einen Abzugskanal nach Norden zu haben und die deutschen Fürsten zum Frieden zu zwingen; da aber diese Fürsten von den Engländern und Holländern Geld beziehen, so werden sie sich, obwohl der Krieg ihren Unterthanen schwere Lasten und Abgaben auferlegt, wohl nur ungern hierzu entschließen.

Der Kurfürst von Brandenburg fürchtet den König von Frankreich wegen des Herzogtums Kleve und der Grafschaften Mark und Ravensberg, den König von Schweden wegen Pommern; auch seinen Nachbarn, den Polen, traut er wenig. Dagegen steht er in freundlichem Verhältnis zu dem Hause Österreich, den Königen von England und Spanien, den Kurfürsten von Baiern, der Pfalz und Hannover, den Herzögen von Savoyen und Elsaß, dem Landgrafen von Hessen, dem Herzog von Kurland, den Fürsten von Anhalt und den Schweizer Kantonen. Außerdem halten Braunschweig, Schweden und der Kurfürst fest zusammen, um dem Könige von Dänemark und den Herzögen von Mecklenburg entgegenzutreten.

Donnerstag den 24. Mai um acht Uhr reiste ich von Berlin ab.



Otto Ludwig in Leipzig

Von Adolf Stern

(Schluß)



timmungen und Anwandlungen, wie sie uns aus Otto Ludwigs ersten Briefen in die Heimat entgegnetreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinstädtischen Verhältnissen in das ihm fremde und gleichgiltig an ihm vorüberauschende Leben einer Großstadt tritt. Aber des Künstlers Schicksal wollte es, daß sich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beschleichen, in ihm festsetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er stieß gleichsam bei jedem Schritt auf Hindernisse, Steine und

Grenzboten I 1891

11

Fußangeln. Um das Maß widriger Geschicke überfließen zu machen, versagte schon nach dem ersten Halbjahr seines Leipziger Aufenthaltes seine Gesundheit, die während der letzten Jahre in Eisfeld zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zustände trugen zur raschern Lösung der wunderlichen Verhältnisse bei, in die sich der Kunstjünger verstrickt sah, aber die Entscheidung selbst lag tiefer und hing mit einer geistigen Krisis zusammen, die schon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Die musikalischen Manuskripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelssohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe sie der Meister durchsehen und ein Urteil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelstudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmusiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundsätze, die Mendelssohn ein paar Jahre später bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums aussprach, daß „tüchtig Spielen und Takthalten, tüchtiges Kennntnis aller tüchtigen Werke“ die Hauptsache sei, wird er auch seinen Privatschülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Tagebüchern findet sich im Dezember 1839 der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über seine von Mendelssohn geleiteten Studien Rechenschaft geben wollte. Darnach hatte der erfahrene Lehrer ihm geraten, zunächst nichts weiter zu komponiren, sondern nur zu hören, Partituren zu studiren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu spielen; es gelte, gerade da er geistig entwickelter und reifer sei, als andre Musiker in seiner Lage, vorzugsweise den musikalischen Geschmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern schon geleistet sei, Ludwig scheine wenig zu kennen und keine Übersicht über den Reichtum der musikalischen Literatur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratschläge des Meisters zu befolgen, ist nicht völlig klar; an Freund Schaller schrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Besuch der teuren Konzerte (ein Konzertbillet kostete sechzehn Groschen!) und Theater Vorstellungen hinreiche, daß er außerdem seine Gesundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In sein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen seien,“ nahm sich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichst zu frequentiren — der Kennntnis der dramatischen Mittel wegen.“ Mendelssohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, seinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbesuche zu bitten, wogegen sich Ludwigs Stolz sträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältnis zu Mendelssohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meister. Ludwig blieb in seiner persönlichen Erscheinung, seiner Haltung, seinen Gewohn-

heiten, aber auch in seiner geistigen Bildung, seiner Männlichkeit, seiner verborgnen und doch aus seinen Augen sprechenden seelischen Tiefe so wenig den jungen Musikern, an die Mendelssohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falsche Fährten geriet. Die dramatischen Kompositionen Ludwigs, die er inzwischen einer nähern Einsicht unterzogen hatte, sprachen ihn wenig an. Er sah, daß in Einzelgefängen, Chören und Ensemblestücken ein Zug zum volkstümlich Charakteristischen, bis ins kleinste hinein Charakteristischen vorwaltete, der nach seiner Meinung vom Übel war. Er äußerte, daß es wohl möglich sei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf diesem Wege weiter zu gehen. Ludwig müsse, wenn er durchaus komponiren wolle, zunächst versuchen, sich in andern, rein musikalischen Formen auszusprechen. Der Schüler schlug diesen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwischen allem, was ihn damals erfüllte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß ist, ob ihre Anfänge Mendelssohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 schrieb er noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie“ zusenden werde, sobald er sie glücklich zu stande gebracht habe.

Ludwig versuchte, sich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgesetzten und näheren Verkehr mit Mendelssohn empfand, auf die verschiedenste Weise zu erklären, und es entsprach sicher den innersten Empfindungen seiner vornehm spröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt' es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geflißentliches Anschmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen, wie die Magd das Ruheuter, damit man etwas herauspresse für sich. Ich achte Mendelssohn zu sehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieser Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur gesucht glaubt um dieses Nutzens willen“ (an Schaller, Leipzig, 3. März 1840). Dabei verhehlte er sich nicht, daß er niemals „modern und elegant“ werden würde, gestand sich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer gesellschaftlichen Atmosphäre aufgewachsene und von solcher Atmosphäre fortgesetzt umhauchte Persönlichkeit des Künstlers, dessen Vorliebe für feine Formen, dessen beständiger Verkehr in Lebenskreisen, die dem einstedlerisch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Wortes leblos erschienen, scheu machten. Trotz seiner wahren Achtung vor Mendelssohns edelm Streben und großer Begabung sagte er sich, daß dem Meister „das Naive, Natürliche, Nächste“ fern liege. In seinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er sich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „selbst die Tagelöhner Cigarren rauchten,“ an Aufgeben dieser Gewohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiseste Neigung verspüre,

in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegensatz hatten, in dem sich Ludwig zu Mendelssohn, zu dem ganzen musikalischen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern befand. Die Besuche bei dem Meister wurden immer seltener. Als Mendelssohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den ersten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte dieser, der sich schon sehr unwohl fühlte, sich nicht mehr selbst zu einem Besuche aufraffen, sondern schrieb ein paar entschuldigende Zeilen und erklärte sein längeres Wegbleiben mit seinem körperlichen Zustande.

Noch weniger als zu Mendelssohn fühlte sich der achtundzwanzigjährige, schwer mit sich selbst und der Welt ringende Kunstjünger zu den Musikern des Schumannischen Kreises hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den ersten Tagen in eine auf dem Thomaskirchhof gelegene „Gastwirtschaft von Waldrich“ geführt, nach der sein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er einige zunächst auch zufällige Bekanntschaften machte. Nur hundert Schritte von dieser seiner „Stammkneipe“ fand sich am Eingang der Fleisnergasse Poppes Wirtschaft „Zum Kaffeebaum,“ wo sich beinahe allabendlich Robert Schumann und seine Freunde versammelten. Aber Ludwig, obgleich er sich nach der Lesung einzelner Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik“ wiederholt vornahm, Schumann seinen Besuch zu machen, stand in allen seinen musikalischen Anschauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen spielen bei solchen Verhältnissen eine Rolle — der musikalischen Produktionslust und Produktionsweise Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um sich mit ihr rasch befreunden zu können. Er versuchte sich in einige der eben damals erscheinenden Schöpfungen Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten“ (op. 21) dünkten ihn — höchst ungerecht — ein „Produkt der Musikindustrie, die auf neue, seltsame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friseurs auf neuen, originellen Lockenschmuck.“ Im Juni schrieb er in sein Tagebuch, daß er sich mit den Kompositionen der „romantischen Schule“ namentlich Schumanns „nicht recht befreunden könne,“ fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe seines Glaubens.“ Auch hier erschien ihm „die Musik vornehm geworden, darf also nicht mehr vom Herzen reden; ist's doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!“ ein Vorwurf, dessen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichsten Strahl emporquellende Liebeslyrik des musikalischen Meisters bald genug erweisen sollte. Zwischen der noch gährenden, aber poetisch reichen und poetisch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten sich auf alle Fälle Berührungsz- und Verständigungspunkte ergeben, wenn eine persönliche Bekanntschaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singspiele, die Ludwig in Eisfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponisten

der Opern „Die beiden Schützen“ und „Zar und Zimmermann“ erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Vorigings persönliche Bekanntschaft zu suchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm selbst in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menschen scheu, teils weil ihn der vorwiegend theatralische Umgangskreis Vorigings noch weniger anzog, als die Genossen- und Gefolgschaft der „Neuen Zeitschrift für Musik“ im „Kaffeebaum.“

So blieb der Eisfelder, der mit so entschiednen Hoffnungen eines völligen Umschwungs seiner Existenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meist aus Waldrichs Wirtschaft beschränkt. Einigen Wert legte er selbst nur der Bekanntschaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne August Apels, bei. Ludwig hatte sich im März entschlossen, dem Dichter, der der Angehörige einer angesehenen altpatrizischen Familie und Besitzer des ohnweit Leipzigs gelegnen Rittergutes Ermlitz war, seinen Besuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Gestern bei Dr. Apel gewesen. Ein sehr lieber Mann, durch den ich in manches schöne Verhältnis gelangen kann.“ Es scheint, daß Theodor Apel zu den „Litteraten“ gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige seiner kleinen Gedichte mitteilte, die „sehr gut aufgenommen“ wurden. Die Anknüpfung litterarischer Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantasieleben Otto Ludwigs zusammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem stockenden Verkehr zwischen Mendelssohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimnisses und der Zurückhaltung mit. Der Meister mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausschließlichen Musiker vor sich habe, und wenn ihm auch schwerlich unbekannt blieb, daß sich Ludwig die Texte zu seinen Opern selbst gedichtet hatte, so legte doch Mendelssohn hierauf wahrscheinlich nicht mehr Gewicht, als auf seine eignen gelegentlichen poetischen und litterarischen Versuche. Soweit der schweigsame Thüringer etwas von seinen Lebensplänen verriet, wünschte er in seiner Heimat eine musikalische Stellung zu finden, zeigte sich auch nicht abgeneigt, sobald er sich selbst einigermaßen vervollkommenet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelssohn ahnen können, daß gerade in diesem Winter, der ganz und gar musikalischen Studien, musikalischen Eindrücken gehören sollte, bei Otto Ludwig die poetische Alder, die gestalten-schaffende Phantasie übermächtig walteten und der Musik auch schon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieser sich noch ausschließlich als Musikstudent fühlte. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, sprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier spielte und selbst einige Fortschritte zu machen meinte, von poetischen Vorstellungen und Plänen aller Art. Die Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer“ (noch unter dem Titel „Der Liebe

Verklärung“), die ihn bis zu seinem Lebensende nicht verlassen haben, einer „Ghismonda“ (nach Boccaccios Novelle), eines „Eckart,“ die ersten Schatten eines Marino Faliero suchten ihn in dem bescheidenen Stübchen des Leipziger Thomaskäßchens heim. Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innere Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderstehliche, wenn auch von Ludwig selbst erst halbverstandene Offenbarung der eigentlichen Natur seiner Phantasie und seines künstlerischen Triebes, die in diesem Winter über ihn kam.

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erscheinungen Anschwellungen seiner Hände, eine bedenkliche Versteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vor der Hand einzustellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus seiner Wohnung wegschaffen, um nicht die kostspielige Miete für das Instrument umsonst zu zahlen. Was einen andern Musiker entschieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächst um so kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetischer Gedanken und Entwürfe den reichsten Ersatz für die versagten musikalischen Eindrücke vor sich sah. Er freute sich, der krankhaften Besorgnis ledig zu werden, die er einigemal bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und versenkte sich immer tiefer in seine Phantasien und Studien, unbekümmert um den Widerspruch in dem sie zu seinem augenblicklichen Beruf und nächstem Zweck standen. In dem schon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller schreibt er: „Die Zeit, die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünscht' ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriedenes Stillleben, als ich nie geführt habe.“ Neben den dramatischen Entwürfen gingen epische her, zu den Tragödienstoffen, die er in besondern Planheften bereits auszugestalten begann, gefellte sich ein Mysterium, das die Legende vom heiligen Christophorus behandeln und in eigentümlicher Weise erweitern und vertiefen sollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darstellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutschen Mittelalters in Glauben und Thatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetische Ausblicke auf die Zukunft in sich aufnehmen sollte. Bescheidnere Aufgaben setzte er sich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfenen Novellen und dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Heftes volkstümlicher Lieder und mit der Skizze eines satirischen Gespräches mit der deutschen Muse in Hans Sachsens Manier, in dem die Muse ihrer Schicksale von uraltesten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo sie ein Jakobinerkappel auf dem Haupte und ein englisches Plaid um den Leib hat, auch schon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt.

Mitten in „dieses himmlische Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht hätte und es dafür zu haben wäre,“ mitten in diese poetischen Träume, auf denen er gleichsam unbewußt und unmerklich zur Litteratur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer schweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig schlaflose Nächte, es „lag ihm auf der Brust,“ er litt an Unterleibsbeschwerden (kein Wunder bei der eingeschlossenen, beinahe ganz auf das Zimmer beschränkten Lebensweise, die er seit Monaten geführt hatte) und fühlte sich unfähig zu jeder Arbeit. Auch der ungewöhnlich schöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkt er in seinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab' ich in vielen Jahren nicht gesehen,“ kam aber doch von dem Nachmittagsspaziergang nach Stötteritz „ganz marode“ nach Haus und fühlte sich in den nächsten Tagen so steif und matt, daß ihn Todesgedanken beschlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd' es durch die Trennung, an die sie sich einmal gewöhnt, nur halb aufliegen. Mir wärs aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden.“ Am Ostersonntage, am 19. April, seufzt er: „Der Herr ist erstanden — mir aber gehts miserabel. Ein unverjämmt dicker Backen macht mir meine Osterandacht unmöglich, die ich bei schönem Wetter (und so wie es heut ist, erinnere ich mich nicht, daß es je am ersten Osterfeiertag gewesen) in meinem Garten hielt und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angst, und nun wahrscheinlich ein Tag voll Dusel und Langerweile.“ Aus diesen krankhaften Gedanken und Zuständen raffte er sich gegen Ende April gewaltsam empor — er hatte eine neue Wohnung zu suchen und war nach mehreren Tagen mühseligen Umhergehens und Treppensteigens endlich so glücklich, ein bescheidenes Zimmer in einer verhältnismäßig stillen und von grünen Gärten umgebenen Straße einer Vorstadt, in der Eisenbahnstraße in der Nähe des Tauchaer Thores zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten Herrn Fritzsche und dessen freundlicher Frau (sie entpuppte sich später als eine Schwestertochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menschlich warme Teilnahme faßten, deren der Musiker und Dichter in den nächsten Wochen nur zu sehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am ersten Mai diese neue Wohnung bezogen und den Unterschied zwischen seinen seitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („diese sind so liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es ist mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir schon manches Jahr gefehlt“), so wurde er ernstlich bettlägerig. Gleichsam prophetisch für die Spätzeit seines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederstreckte und quälte, etwas Rätselfolles. Zu unerträglich

licher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade gefolgt von kalter Angstschweiß, Herzklopfen, Atemlosigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle, die sich nach Mitte Mai milderten. Und erst am ersten Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bette sein. „Musste in geheizter Stube stecken, während ich sonst dachte, der Frühling könne nicht existiren, ohne daß ich ihn kontrollire.“ Am 3. Juni schlich er an einer Krücke in den kleinen Hausgarten seines Wirtes, „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmütig und überaus sehnsüchtig zu Mute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich.“ Während der schlimmsten Krankheitstage hatte er nicht nur mit körperlichen, sondern vor allem mit seelischen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu sterben, paarte sich die natürlichste Besorgnis über die Aussichtslosigkeit seiner gegenwärtigen Lage. „Wie bin ich so müde! Und soll ich immer fort und immer fort sorgen!“ — „Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reste nehmen Abschied.“ „Von nun an soll meine Gesundheit das erste und ausschließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden bin ich zu alt und zu schwach!“ „Bin in einem höchst seltsamen Zustande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnsucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung und am meisten Resignation aus Mattigkeit. Das ist die Mischung!“ Diese und ähnliche Ausrufe in Ludwigs Tagebuch aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungslosigkeit des weltfremden jungen Mannes, die teils aus der Krankheit, teils und zwar größtenteils, aus den ersten Berührungen mit der Leipziger Kunst- und Litteraturwelt stammte. Die Eindrücke, die Ludwig zunächst empfangen hatte, machten ihm die Unvereinbarkeit seines Kunstdranges, seiner Anschauung, seines Willens mit dem landläufigen und tagesüblichen Treiben bis zur Verzweiflung an der eignen Zukunft klar.

Schon während seiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Genesung regte sich bei Ludwig ein entschiedenes Verlangen, zu den Musikstudien zurückzukehren. In demselben Augenblicke, wo die humoristische Novelle „Die Emanzipation der Diensthofen“ in Herlossohns „Kometen“ (April 1840) veröffentlicht wurde, auch einige seiner Gedichte (darunter das Auswandererlied von 1834) erschienen, traten die litterarischen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem sein starkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Weiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Musik gewährt worden sei, entstammte der neue musikalische Eifer dem sehnsüchtigen Wunsche, als Kantor in Eisleben oder als Lehrer auf dem Lande eine gesicherte Existenz zu finden, verließen ihn die poetischen Gestalten, die ihn während des verfloffenen Winters unablässig umdrängt hatten, suchte er

für die weichern Stimmungen, die ihn in diesen Sommermonaten beschlichen, musikalischen Ausdruck? Schon während der schlimmsten Tage seiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart“ entworfen und schrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine eng dramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, sodaß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen. Nur dann retardierend, wenn es der Text ist. Aber freilich mit der Aussprache der Sänger!“ Diese Annäherung an die spätern Theorien Richard Wagners (der wenige Jahre vor Ludwigs Eintreffen in seiner Vaterstadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und sich aus dem Dichter in den Musiker verwandelt hatte) sollte bei Ludwig keine künstlerischen Folgen haben, sie zeigt aber, wie der Gedanke einer entschiednen Umgestaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni seinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Fritzsche hinaussetzen und zunächst am Stocke weitere Gehversuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers im Einklang mit dem Vorsatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Diesen Sommer will ich hauptsächlich aufs Studium der musikalischen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen diesen Formen mich versuchen. Damit kann das Klavierpiel Hand in Hand gehen.“ Am 13. Juni bereits kam das Klavier in seiner Wohnung an, er fand zwar das Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezustand anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer“ und hielt sich wochenlang Wort, täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig schaffte er sich Marx großes „Lehrbuch der musikalischen Komposition“ an und studirte es ebenso eifrig als eingehend. Der erste erneute Kompositionsversuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen“), aber er übte jetzt einen gewissen Zwang gegen sich aus. Er komponirte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompositionstrieb,“ dachte daran, eine Messe zu versuchen, und verzeichnete sich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titantias goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouvertüre.

So brauchte er, als er am 26. Juli im Waldschlößchen zu Gohlis Mendelssohn wieder begegnete, sich minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwischen der Musik schon völlig Valet gesagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Musikus.“ Man sieht aus allen Aufzeichnungen dieser Zeit (die leider mit dem Beginn des August abbrechen), daß die poetischen Neigungen sich wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierspielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt,“ verspürte. Doch klammerte er sich noch ganz entschlossen an den Vorsatz, Musiker zu bleiben, obgleich ihm vor einem

zweiten Winter in Leipzig graute. Er hätte bei seinen freundlichen Wirtsleuten, obgleich er immer vertrauter mit ihnen geworden war, Spaziergänge mit ihren Kindern unternahm, sich Anfang August sogar von ihnen bereden ließ, dem „Fischerstechen“ auf der Junkenburg beizuwohnen und unter sechs- bis zehntausend Menschen, die den Teich umstanden, tapfer mit auszuhalten, nicht gut wohnen bleiben können, da ihm die Eisenbahnstraße zu weit vom Gewandhaus und Theater zu sein schien. Und so leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kaum ein Jahr nach seiner ersten Ankunft, das Verlassen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Diesen Winter sprechen wir uns vielleicht. Mendelssohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu studiren, und sich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen thue, wo ich es so gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Musik, ich meine so recht mitten drinne, ebenso wie in Eislefeld. Mit den hiesigen großstädtischen Musikern kann man gar nicht so bekannt werden, als zu einem gemeinsamen thätigen Leben in der Kunst gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmusiktreiben der Musiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Instruments selbst mit ausführen, was doch weit nützlicher als das bloße Hören, was hier noch dazu unsinniges Geld kostet, sodaß ich mir viel davon versagen muß. Zweitens würde ich auf diese Art eigne Sachen hören können, was hier mit Versuchen nicht angeht und doch die Hauptsache ist. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen sechs!“

Niemand, der dem geschilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt ist, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um seine Zukunft als Musiker, ihn drängten, Leipzig zu verlassen, und daß der erste Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlassenen Heimatverhältnisse zurück auch der entscheidende Schritt zu andern Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, so entschieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken festzuhalten schien, der ihn nach der Musikstadt an der Pleiße geführt hatte.



Rosegger als Dramatiker



aß sich ein erfolgreicher Erzähler mit dem Ruhme, ein guter Novellist zu sein, nicht begnügt, sondern auf die Bühne kommen will, darf keineswegs immer bloß durch das Bedürfnis, reichere Einnahmen zu erzielen, erklärt werden, wie es boshafte Regenten gern thun. Die Bühne hat durch die ungleich mächtigere Wirkung, die sie, mit dem Buche verglichen, ausübt, noch auf jeden Dichter einen dämonischen Reiz geübt; ein Bühnenwerk beschäftigt auch die Kritik und